Grundstimmungen in England und Frankreich.

Von **Houston Stewart Chamberlain.**

II.

Gehe ich jetzt zur näheren Betrachtung der in England seit Jahren herrschenden Grundstimmung gegen Deutschland über, so muß ich gleich betonen: jenes Verbot der deutschen Sprache hat keine neue Situation geschaffen, es hat nur die schon bestehende und fast unvermeidlich zu einem Verhängnis heranwachsende verschärft, verbittert und lawinenartig an zerstörende Kraft gesteigert. Denn die große mittlere Thatsache, die absolut einfache Thatsache, für die es ebenso leicht ist, eine Million Belege beizubringen wie einen einzigen Belag, die Thatsache, auf die allein es ankommt und die man sich durch kein diplomatisches Gewäsche je sollte verdunkeln oder abschwächen lassen, ist diese: schon seit Jahren ist die Vernichtung des unter Preußens Führung stehenden Deutschen Reiches der eingestandene oder uneingestandene Wunsch und die immer fester werdende Absicht aller politisirenden Engländer — und jeder gebildete Engländer politisirt von früh bis Abend. Die Entwicklung, die Eduard VII. mit Hilfe der von ihm gekauften Presse und einer Reihe klug ersonnener Maßregeln herbeiführte, besteht lediglich darin, daß aus dem mehr oder weniger unbewußten Traum — dem man allerdings eine andere Richtung hätte geben können — über Nacht die bestimmte Absicht, der Entschluß und schließlich die Handlung ward. Jetzt fand die alte Rivalität, die von 1814 bis 1870 und bis 1900 bei vielen Gelegenheiten sich verrathen hatte, Worte und Gestalt.

Da ich hier nicht von hoher Politik, sondern von allgemein verbreiteten Stimmungen rede, so erlaube man mir, Belege aus dem alltäglichen Leben zu wählen. Von eigenen Erlebnissen habe ich schon öfters gesprochen; um den Kreis zu erweitern, ziehe ich heute die Erfahrungen anderer heran. Gerade heute früh z. B. erhalte ich einen Brief von einer deutschen Dame, die vor acht Jahren mehrere Monate in einer englischen Familie in England zubrachte. Sie habe sich, erzählt sie, in freundlichster Umgebung dort wohl gefühlt; nur habe der Hausherr — ein sonst zartfühlender und ritterlicher Mann — oftmals beim Frühstück, während er seine Zeitungen durchflog, zwischen den Zähnen gemurmelt: „We must soon make up our minds to crush Germany." Immer stellte es sich dann heraus, daß irgendeine neue Leistung Deutschlands gemeldet war: ein bedeutender Zuwachs der Ein- und Ausfuhr oder eine neue chemische Erfindung oder ein neues Passagierdampfschiff, größer als die größten englischen... Die Antwort darauf aus dem Munde eines sonst harmlosen Privatmannes: crush Germany! Drei weitere Briefe von Damen, die innerhalb der letzten zehn Jahre in England weilten, erhielt ich mit fast buchstäblich dem gleichen Inhalt: die eine hatte im äußersten Norden zwei Jahre gelebt, eine andere in London, die dritte an der Südwestküste. — Von besonderem Werthe ist der Brief eines Schweizer Gastwirthes, der, wie er sagt, „als Wirth und noch dazu Schweizer keine Politik treiben darf," der aber Ohren zum Hören hat; ein solcher Mann, dessen Haus europäischen Ruf genießt, ist in der Lage, großen Reichthum an Erfahrung anzusammeln; er sieht und hört Menschen aus allen Ländern und Gesellschaftskreisen; meine „Kriegsaufsätze" regten ihn an, mir zu bezeugen, daß auch er niemals einem einzigen auf Krieg lüsternen Deutschen begegnet sei, daß dagegen er seit zehn Jahren und mehr alle Engländer und auch alle Engländerinnen Tag für Tag in der Halle seines Gasthauses von der Nothwendigkeit und Unabweisbarkeit eines Krieges Englands gegen Deutschland reden hörte, der zur vollkommenen Vernichtung des Deutschen Reiches führen müsse. Er legt mir sogar Briefe seiner Gäste an ihn bei, welche die deutschfeindliche Gesinnung bezeugen. Einzig ein paar Irländer kenne er, die aufrichtige Sympathie für ein politisch starkes Deutschland bekunden, während sie von den Engländern als von einer „Verbrecherbande" reden. Also auch dieser „neutrale" Beobachter bezeugt: schon seit Jahren stehen alle Engländer unter der fixen Idee eines Vernichtungskrieges gegen Deutschland. — Besonderen Werth besitzen die Mittheilungen eines hochbejahrten deutschen Freundes und Gönners, eines allverehrten Kunstmäcens. Während der letzten vierzig Jahre hat er, wie wenige, die Gelegenheit besessen, andauernd herzlichen Verkehr mit vornehmen englischen Familien zu pflegen: sein Zeugnis deckt sich genau mit dem der vier Damen und des Gastwirthes sowie mit dem meinigen. Einer der höchsten Offiziere der englischen Armee, Träger eines alten gräflichen Namens, seinem deutschen Freunde übrigens wärmstens zugethan, sagte diesem vor etlichen Jahren: „Mein Bester, es geht einmal nicht anders, „We must cripple Germany, before she gets too strong for us." Ein anderer Adliger drückte sich vor drei Jahren noch drastischer aus: „We must throttle Germany, es ist unsere Pflicht, Deutschland zu erdrosseln."

Diese kleine Auswahl aus verschiedenen Lebenslagen mag für heute genügen, jene große, grundlegende Thatsache vor Augen zu führen, von der man in allen Blau- und Weiß- und Gelbbüchern der Welt kein Sterbenswörtchen erfahren wird: es handelt sich um eine allgemeine Seelenstimmung der Engländer; diese Stimmung erweist sich uns als zugleich verblüffend einfach und haarsträubend zynisch; dagegen darf man nicht ihre unermeßliche Naivetät übersehen, denn das ist der rettende Zug daran. Nur so läßt es sich erklären, daß England fast auf alle Deutschen, die es kennen lernten, eine große Anziehung ausübte. Auf meinen Aufsatz „England" habe ich Dutzende von Briefen erhalten: Rheder, Großkaufleute, Kleinkaufleute, Gelehrte, Künstler, Vergnügungsreisende..., alle sagen dasselbe, sie seien „so gern in England gewesen," sie haben sich dort „innig wohl gefühlt". Ein deutscher Offizier, der erst am Vorabend des Krieges von dort zurückberufen wurde, schreibt mir aus dem Schützengraben: „Ich habe mich in England gar nicht als Fremder gefühlt, so gastlich bin ich drüben aufgenommen worden." Es handelt sich, wie man sieht, nicht um Haß, durchaus nicht, sondern um die Hypnose einer Nothwendigkeit. Jener gräfliche Offizier liebt seinen deutschen Freund, bewundert Deutschland, verehrt den Kaiser; er sagt sich aber, wenn England nicht Deutschland kleinschlägt, schlägt Deutschland England klein. Daß Deutschland an Krieg nicht dachte, am allerwenigsten an Krieg gegen England, mit dem es sich berufen glaubte — als dem ihm nächstverwandten Volke —, edelste germanische Kultur über die Welt zu verbreiten, das ist nie irgend jemandem gelungen, einem Engländer beizubringen. Denn die politische Theorie Englands lautet seit zwei Jahrhunderten: wir Inselvolk haben nur solange Macht, als wir Allmacht besitzen. Natürlich ist „Allmacht" nur ein Ideal, ein zu Erstrebendes, doch es wird unablässig erstrebt; es findet in der thatsächlichen Beherrschung aller Meere ein bedeutendes Pfand; und was noch fehlen mag, wird durch kluge Verbindungen und systematisch herbeigeführte Schwächung anderer, auch durch wirksame Vortäuschung und Renommirerei möglichst wettgemacht; die Hauptsache ist, daß jedem Engländer von Kindesbeinen an beigebracht wird, sein Vaterland sei von Gottes Gnaden zur Weltherrschaft berufen, und daher sei auch jedes von England an anderen Ländern verübte Unrecht — jeder Verrath, jeder Vertragsbruch — in Wirklichkeit die Ausübung eines Rechtes. Es läßt sich auch viel dafür anführen, daß ein Volk, das keinen Landbau mehr hat und dessen Industrie bedenklich gegen andere zurückzubleiben beginnt, daß ein Volk, das also immer mehr aus Handel und Finanz allein sich zu bereichern angewiesen ist, diesen Handel und diese Finanz monopolisiren muß, um überhaupt noch leben zu können. Sieht dieses Volk einen Nachbar zum Mitbewerber heranwachsen, dessen Landbau blüht, dessen Industrie die seinige an Leistungsfähigkeit schnell überflügelt, dessen Schifffahrt ihn unabhängig macht, und dessen Finanzkraft, wissenschaftlich verwaltet, von Jahr zu Jahr zunimmt, so kann ihm schon bange werden. Freilich, es gäbe einen Ausweg: es dem Rivalen an Bildung, an Fleiß, an Unternehmungssinn gleichthun; wahrscheinlich sagt aber ein unbeirrbarer Instinkt dem Engländer, daß er dessen nicht fähig ist. Was bleibt ihm denn? Die rohe Gewalt: zertreten, vernichten, verkrüppeln, erdrosseln. Und weiß er sich allein hierzu nicht stark genug, nun, so ruft er die Völker zusammen, mit denen er durch Handel und Finanz verbunden ist, oder denen er als Tyrann gebietet: die Russen, die Franzosen, die Serben, die Portugiesen, die Canadier und Afrikaner und Australier, die Neger, die Araber, die Hindus, die Japaner, und hetzt sie alle auf den gefürchteten Deutschen.

Ist eine solche Grundstimmung und die aus ihr mit mathematischer Nothwendigkeit erwachsende Folge nicht ungleich interessanter als ein Blaubuch?

Bis jetzt scheint der Deutsche unfähig, sich vorzustellen, welche naive, leidenschaftslose Ruhe den Engländer bei diesem Gedankengang beseelt. Von Haß gegen Deutschland — ich wiederhole es — war vor dem Kriege keine Rede, oder höchstens in den sehr ungebildeten Kreisen, die sich ihre Weisheit aus dem Skandalblättchen „Daily Mail" holen. Der Engländer erblickt ein einfaches Problem: Du oder ich; und wie im bürgerlichen Leben, so auch hier zieht er den Rock aus und ruft: Come on, let's fight for it! komm' nur her, der Kampf soll entscheiden! Das ist die zugrunde liegende Stimmung, die Stimmung des ehrlichen Volkes von oben bis unten — nur zeitweilig verdunkelt durch die Preßkanaille. Die Gedanken des deutschen Kriegers, der für Herd und Heim und Eigenart kämpft, sind dem gemietheten Söldner fremd, ebenso aber auch dem hinter ihm stehenden Volke: für sie alle handelt es sich um eine reine Machtfrage; der Unterlegene wird sich unterwerfen müssen. Ich erlebte es einmal, daß in einem sehr großen Hühnerhof, wo vier befiederte Paschas der Bewältigung eines so zahlreichen Serails nicht mehr vollauf gewachsen waren, zwei kräftige junge Hähne neu eingeführt wurden; den ganzen Tag über wurde gekämpft, am Abend liefen alle sechs Hähne von Kopf bis Fuß blutüberströmt herum; am folgenden Morgen aber sah ich sie friedlich nebeneinander picken, und der Verwalter versicherte mir, der Kampf sei für immer beendet: der stärkste Hahn habe sich die Hennen ausgewählt, die ihm gefielen, dann der zweitstärkste desgleichen und so weiter, dem sechsten fiel das Loos zu, sich mit den Resten ein gemüthliches Leben einzurichten, wozu er sich in philosophischer Fassung anschickte. Genau nach diesem Muster hat sich der Engländer den Kampf mit Deutschland gedacht: We must crush Germany enthält als Korollar: Or we must let Germany crush us. Dr. Karl Peters wurde kürzlich befragt, ob die Engländer, wenn sie von den Deutschen besiegt würden, „die Niederlage lange nachtragen würden?" Er antwortete: „Im Gegentheil! Im englischen Sportleben gilt das Gesetz, daß mit dem Shakehands die Gehässigkeit der untereinander ringenden Parteien zu Ende ist." Darum ist der Engländer ebenso erstaunt über die Empörung der Deutschen gegen ihn, die sich jetzt kundthut, wie der Deutsche erstaunt war über die Kriegserklärung der Engländer: das gegenseitige Sichmißverstehen ist vollkommen.

So hoch man auch in mancher Beziehung die Kultur Englands einzuschätzen geneigt sein mag, und ohne Frage erreicht sie nach gewissen Richtungen hin eine Höhe, die noch kein anderes Volk zu erklimmen vermocht hat, hier — in der Politik — ist Denken und Fühlen der Engländer fast so primitiv wie die eines Kongonegers: die rohe Macht der Faust entscheidet, welcher von zwei Nachbarn dem andern als Sklave dienen soll. Der „Reichsbote" veröffentlichte neulich den Brief eines angesehenen britischen Missionars an seine deutschen Freunde, in welchem er diese seiner christlichen Bruderliebe versichert, den Vernichtungskrieg gegen das Deutsche Reich aber als so unumgänglich hinstellt, daß selbst die Quakers — so erzählt er — die sonst grundsätzlich keine Feuerwaffe in die Hand nehmen, sich jetzt freiwillig zur Armee melden. Was mich wieder veranlaßt, aus meiner Sammlung von Briefen auf die „Kriegsaufsätze" denjenigen eines begabtesten deutschen Künstlers herauszusuchen, der England und dessen Kolonien gut kennt, der sie liebt und dem Erfahrungen aus allen fünf Welttheilen Stoff zum vergleichenden Urtheil bieten; er schreibt: „Man trifft in England — auch in gebildetsten Kreisen — viele Menschen, die ein Gemisch von Scharfsinn, Dummheit und Naivität verrathen, desgleichen ich in keinem Lande der Welt gefunden habe; mir gelang es nie, festzustellen, wo die eine dieser Eigenschaften aufhörte und wo die andere anfing." Das ist ja die auszeichnende Eigenschaft der primitiven, wilden Völker: zugleich klug, dumm und naiv zu sein. Alle drei Ingredienzien sind nun an jener Grundstimmung der Engländer in Bezug auf Deutschland betheiligt: wer sie richtig beurtheilen will, muß in ihr meisterlichen Verstand, gottverlassene Beschränktheit und uferlose Naivität gewahren.

Allerdings, auf diese naive Grundstimmung pfropft sich das Truggebäude der heuchlerischen Lügenpolitik und die von ihr inszenirte niederträchtige Preßhetze; diese könnten aber kaum ihre heutige Entfaltung und Herrschaft erreicht haben, wenn sie nicht den breiten Boden bereitet vorgefunden hätten, und ihn bereitete die allgemeine Grundstimmung, von der allein ich heute rede. Analog verhält sich's in Frankreich: auch dort benutzt und bearbeitet eine skrupellose Regierung die seit Geschlechtern vorhandene Grundstimmung, nur ist diese in Frankreich weit verwickelter als in England und nichts weniger als naiv.

Nach einem richtigen Instinkt handelt der Deutsche, wenn er die „Revanche", den „Revanchegedanken" sagt; kein deutsches Wort giebt den Gedanken- und Gefühlsinhalt des französischen Begriffs „Revanche" genau wieder. Revanche ist nicht Rache. Hinter jeder noch so abgeleiteten Bedeutung von Rache (sagt Grimm) birgt sich die Vorstellung des Verfolgens, des Verjagens; die göttlich gerechte Vergeltung für begangene Unthat liegt als Vorstellung zu Grunde. Gegen die elementare Gewalt dieser mächtigen Seelenstimmung, die für uns Germanen in „Kriemhilden's Rache" ewigen Ausdruck gefunden hat, erscheint die „Revanche" als ein blasser, blutloser, künstlich gezüchteter, jurisprudentischer Gedanke. Auch von Haß weiß „La Revanche" wenig oder nichts; dafür ist sie viel zu anämisch. So versteht man, daß die gebräuchlichste Anwendung des Wortes sich auf das Spielen bezieht: ich gewinne eine Schachpartie, der Gegner fordert von mir als sein Recht „de lui donner la revanche", ihm die Gelegenheit zu geben, nun seinerseits mich zu besiegen. Hier entdeckt man die genaue Bedeutung des Wortes: zu Grunde liegt die eitle Vorstellung, der Sieg des Gegners sei Zufall, bei nochmaliger Kraftprobe werde er unterliegen. In der Phantasie des Franzosen hat er unbedingt von vornherein, und ehe noch der erste Zug geschehen ist, gesiegt; trifft das nun nicht ein, so liegt entweder Falschspiel des Gegners oder momentanes Versehen oder Tücke des Schicksals vor; er ist nicht besiegt, es täuscht der Schein, die „Revanche" wird schon den Gegner eines Besseren belehren. Niemals — weder im Spiel noch in der Wirklichkeit — wird der Franzose loyal zugeben: ich bin der Unterlegene. Auf die Stirnseite seines Schlosses in Versailles ließ der Franzosenkönig in Riesenbuchstaben einmeißeln: „A toutes les gloires de la France"; wogegen der Deutsche ausrief: „Die That ist alles, nichts der Ruhm!" Zur That gehört (gegebenenfalls) die Rache, zur Gloire gehört die Revanche: es sind zwei getrennte Welten.

Zur Vergegenwärtigung der Art, wie die Franzosen so etwas machen, wie sie die Hirne der Kinder von klein auf auf Gloire und Revanche modeln, will ich dem Leser eine Erinnerung aus meiner eigenen Kindheit erzählen. Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war ich Schüler im Lycée (Gymnasium) von Versailles. Am letzten Vormittag vor den großen Sommerferien gab es keinen Unterricht, sondern der Klassenlehrer hielt einen großen Vortrag, und zwar jedes Jahr und in allen Klassen war es derselbe Vortrag: die Schlacht bei Waterloo! Diese Schlacht — die war die These — sei eine der größten Ruhmesthaten der französischen Waffen und eigentlich einem Siege gleich zu achten. Mir klingt noch in den Ohren die endlose Liste der Völker, die dort gegen den großen Kaiser verbunden standen. „Les Anglais, les Ecossais, les Gallois, les Irlandais, les Prussiens, les Hannovriens, les Brunsvicois, les Hesses, les Saxons, les Néerlandais . . ."; minutenlang ging das so weiter; wir Buben glaubten alle Völker der Erde aufmarschiren zu sehen; es folgte die oratorische Frage: „Et vis-à-vis de ces multitudes?" Kunstpause; dann kurz, energisch: „Les Français!" Ein Mann gegen tausend: so standen sie vor unseren Augen. Mußten sie auch unterliegen, das war keine Niederlage; wie man früher von den Spartanern in den Thermopylen redete, so werden künftige Jahrhunderte von den Franzosen bei Waterloo sprechen. Wer es nicht erlebt hat, wird sich kaum vorstellen, auf welchen Siedepunkt der Begeisterung französische Beredsamkeit die Gemüther hinauf zu schrauben vermag. Nun wurde aber diese ewig rühmenswerthe Waffenthat von den Gegnern doch als Niederlage Frankreichs gedeutet und bewerthet, und so folgte unmittelbar auf die Belehrung über „La Gloire" die ergänzende über „La Revanche". Dazumal sprach man von „La revanche pour Waterloo", und zwar sollte diese nicht übel ausfallen. Eine riesige Landkarte wurde aufgerollt, und an ihr demonstrirte der Lehrer, der Rhein bilde die natürliche Grenze Frankreichs von Basel bis zur Mündung; so hätten's die römischen Kaiser gehalten, und so habe es der große Napoleon wieder hergestellt; Frankreich dürfe nie nachlassen, bis es sich diese Grenze wieder erobert habe. Dieser Revanche-Gedanke sei das heilige Vermächtnis an die heranwachsende Generation.

So weit unser Schulvortrag. Man glaube aber nicht etwa, diese Forderung der „frontière du Rhin" sei nur in den Schulen, etwa auf Befehl von oben, gelehrt worden; vielmehr hörte ich immer und überall davon reden; kein Franzose lebte, der nicht die Revanche für Waterloo und die Rheingrenze beständig im Munde geführt hätte. Ende der sechziger Jahre traf ich häufig mit einem französischen Genie-Offizier zusammen, der die École Polytechnique absolvirt hatte, also eine vorzügliche Bildung besaß, außerdem als Erfinder auf dem Gebiete der Feuerwaffen bedeutenden Ruf genoß; dieser hervorragende Mann war von der Idee der Rheingrenze derartig besessen, daß er tagtäglich, wovon auch die Rede sein mochte, es immer wieder verstand, auf sein Lieblingsthema überzulenken. Der Rhein, sagte er, sei die natürliche, die eigentliche, die nothwendige Grenze Frankreichs. Von Haß gegen die Deutschen, ja selbst von Abneigung war bei ihm gar keine Rede; aber da sie nicht freiwillig diese Grenze herausgäben, so bliebe nichts übrig, als sie ihnen im Kriege zu entreißen. So war denn auch dieses gelehrte und sonst human empfindende Hirn von drei fixen Ideen wie hypnotisirt: la gloire de la France, la revanche pour Waterloo, la frontière naturelle du Rhin. Und wie er, so dachte die ganze Armee. Ich hatte die üble Gewohnheit, meine freien Stunden in den Kasernen zuzubringen —, altes Soldatenblut; meine Privatfreundschaften reichten allerdings in den meisten Fällen nur bis zum Feldwebel, mit diesen trieb ich mich in den Pferdeställen herum oder saß mit ihnen in der Kantine und lernte sie so gut kennen: Krieg mit Deutschland, Revanche, Eroberung der Rheingrenze bildeten das beständige Gespräch; und warf hin und wieder ein vorsichtiger Mann ein, das deutsche Heer übertreffe das französische an Zahl, so hörte ich immer wieder behaupten: ein Franzose genüge für vier Deutsche; dieses Verhältnis stand ganz fest und gehörte zum militärischen Glaubensbekenntnis.

Man sieht, wie eigenartig die französische Grundstimmung beschaffen ist. Während die englische ganz nach außen gerichtet ist — auf die Zerstörung des Nebenbuhlers —, sieht die französische nur sich selbst, die eigene „gloire", die eigene „natürliche Grenze"; der eine ist anti-deutsch aus Neid und Berechnung, der andere aus gekränkter Eitelkeit. Der Franzose haßt den Deutschen nicht; meistens hat er ihn gern und staunt ihn an wie ein seltenes Thier im zoologischen Garten — so unbegreiflich gebildet, so mit Idealen belastet. Jeder deutsche Jüngling, der in Paris studirt hat, wird hundert hübsche Züge zu erzählen wissen. Wenn der Franzose überhaupt reist — was selten vorkommt —, dann ist Deutschland sein liebstes Ziel; ich kenne Pariser, die mit fast jedem Dorf in Bayern vertraut sind; sie suchen sich die abgelegensten Orte aus, um sich von dem Wirrwarr zu erholen, und rufen bewundernd aus: „Quel bon pays! quelles bonnes gens!" Die Franzosen sind nicht, wie die Engländer, unerbittliche Politiker, und ihre Auffassung von Handel und Gewerbe ist der englischen entgegengesetzt: Fleiß statt Kühnheit, Sparsamkeit statt Spekulation, sichere Beschränktheit statt Beherrschung des Weltmarktes. Aus der französischen Presse lernt man den echten Franzosen nicht kennen: Zeitungen wie der „Matin" stehen ebenso wie die „Nowoje Wremja" unter der Botmäßigkeit der „Times", es ist alles ein großes Finanzunternehmen; neun Zehntel der Pariser Journalisten stammen aus Frankfurt am Main oder aus Polen; die berühmte alte französische Journalistenschule ist so gut wie entschwunden; Leute wie Sainte-Beuve, Jules Janin, Scherer, Prévost-Paradol u. s. w. können heute nicht mehr durchdringen; die wenigen echten, die noch ihr Dasein fristen — wie Clémenceau, Drumont, Barrès — können es nur als politische Hitzköpfe und halbe Narren. Man urtheile darum nie über die Franzosen nach ihren Zeitungen. Was diese Zeitungen aber bearbeiten, das ist jene geschilderte Grundstimmung; wie Sir Edward Grey mit seinen Engländern — dank der ihrigen — macht, was er will, so Delcassé und Poincaré mit den bethörten Franzosen.

Oft bedauere ich es, daß bedeutende Ereignisse die Erinnerung an das unmittelbar Vorangegangene gewöhnlich löschen; dadurch wird Geschichte schon im Augenblick ihres Entstehens gefälscht. Ueberall und immer hört man heute — bei Feind und bei Freund — von dem Kriege des Jahres 1870 wie von einem Anfang reden: die Deutschen haben sich Elsaß und Deutsch-Lothringen erobert, und das soll der Anfang einer Spannung gewesen sein, die schließlich in den heutigen Krieg mündete. So liegen aber in Wirklichkeit die Dinge nicht. Vielmehr hatten die Franzosen vor 1870 einen Revanchekrieg gegen Deutschland und die Einverleibung aller deutschen Lande westlich des Rheins fest beschlossen. Es ist nicht wahr, daß Napoleon III. die Feindschaft aus dynastischen Gründen aufgestachelt habe, vielmehr hat er — ich glaube, gegen seine bessere Einsicht — sich in der Noth die allgemein vorhandene und drängende Stimmung zu Nutze gemacht; mehr nicht. Und nun frage man sich, was das heißt, wenn heute von so vielen Seiten Deutschland als der Störenfried hingestellt wird, weil es die gut deutschen Lande Elsaß und Lothringen, ihm vor nicht gar langer Zeit gewaltsam entrissen, sich wieder aneignete, während die Franzosen eingestandenermaßen die Absicht hatten, nicht allein Elsaß und Lothringen zu behalten, sondern sich die ganze Rheinpfalz und zwei Drittel der Rheinprovinz einzuverleiben? Wie hätte es da mit dem „Nationalitätsprinzip" und mit dem so viel berufenen „freien Selbstbestimmungsrecht der Einwohner" ausgesehen? Hat man schon gemerkt, daß Speyer, Worms, Mainz, Trier, Koblenz, Bonn, Köln, Krefeld u. s. w. französische Städte sind? Sie alle, nebst einem hübschen Stück Holland und ganz Belgien wollte Frankreich, seiner „natürlichen Grenze" zulieb, auf einen Happen hinunterschlucken; ich habe auch nie anders in meiner Kindheit gehört, als daß Belgien nur zeitweilig von Frankreich getrennt sei und ihm demnächst wieder zufallen würde. Das alles wäre — wenn Frankreich 1870 den Sieg davon getragen hätte — ohne irgendein Bedenken, ohne irgendeine Frage, ja, ohne auch nur mit den Augenwimpern zu zucken, geschehen, und alle Welt hätte es in der Ordnung gefunden, alle die weisen Moralisatoren und Menschenrechtler an der Themse, an der Seine, am Tiber, am Genfer See u. s. w. Schwätzer sind sie alle, ignorante und lügenvolle Schwätzer, Erfinder von phrasenreichen Unwahrheiten, systematische Irreführer der öffentlichen Meinung, Geschichtsfälscher. Bei diesem ganzen Gethue von Elsaß-Lothringen — ein Gethue, das leider bis in's Herz von Deutschland hinein seine Wirkung ausgeübt hat — bei diesem ganzen Gethue ist nur Neid und Haß und Tücke am Werke: weil der Deutsche sich stark erwies, darum soll seine Kraft zernagt werden, weil des Deutschen Sache eine gerechte war, darum soll seine Ehre beschmutzt werden, weil der Deutsche aufrichtig und maßvoll handelte, darum soll er als listiger Räuber und Zertreter der Menschenrechte dargestellt werden.

Man sieht, wie werthvoll das genaue Studium der allgemein verbreiteten Grundstimmungen der verschiedenen Völker ist: ihre Kenntnis beleuchtet die Vergangenheit und die Gegenwart; sie beleuchtet aber auch die Zukunft: Staatsmänner, Regierungen, sogar Regierungsformen wechseln, die Grundstimmungen dagegen sind durch den Charakter und die Denkgewohnheiten des betreffenden Volkes veranlaßt, und wenn sie sich überhaupt ändern, so geschieht das nur unter dem anhaltenden Drucke großer Wandlungen, äußerst langsam. Darum wird der weise Staatsmann — derjenige, der weiter blickt als bis auf die Nase der anderen Excellenz — sie bei allen Entschlüssen in Rechnung setzen. Auch für uns alle ist es wichtig, hier anstatt Worte Erkenntnis zu besitzen; wir werden nicht mehr erstaunt sein, wenn Franzosen und Engländer nach der Logik ihres Wesens handeln; wir werden zugleich billiger urtheilen und schärfer handeln. Zu diesen zwei Richtungen des Gemüthes anzuregen, war die Absicht und die Hoffnung dieses Aufsatzes.

Bayreuth, 21. Dezember 1914.

Kriegs-Echo aus Südamerika.

Englands Deutschenhetze in Brasilien.

Das Blatt der Deutschen in der Kolonie Blumenau (Staat Santa Catharina, Brasilien) „Der Urwaldbote", giebt ein Stimmungsbild aus Rio de Janeiro, dem wir folgendes entnehmen:

Die Hetze gegen Deutschland wird von England aus mit immer größerer Wuth betrieben. Selbst die amtlichen Telegramme, die der englische Geschäftsträger hier veröffentlicht, strotzen von Unwahrheiten aller Art. Seitdem man erfahren hat, daß Deutschland mit dem geplanten Angriff auf England, der für ganz unmöglich und undenkbar gehalten wurde, Ernst zu machen droht, ist die Wuth der Engländer gegen alles Deutsche aufs Höchste gestiegen.

Auch die hiesigen Engländer sind wüthend. Sie haben gemerkt, daß ihre sogenannten amtlichen Berichte überall mit ungläubigem Lächeln entgegengenommen werden. Man hat wahrscheinlich hier, wo man ein urtheilsloses Publikum vor sich zu haben glaubte, noch stärkere Farben aufgetragen, als anderswo, hat aber die Erfahrung machen müssen, daß die englischen Nachrichten allgemeine Heiterkeit erregen. Der Geschäftsträger Robertson mußte schon manchen beißenden Spott über sich ergehen lassen. Die Engländer selbst sind wüthend auf ihn, obwohl er doch eigentlich unschuldig ist, da er nur die Nachrichten weitergiebt, die ihm der biedere Mr. Grey hertelegraphirt. Von verschiedenen Seiten sind die amtlichen Berichte der englischen Gesandtschaft als direkt humoristisch bezeichnet worden, und sie sind auch wirklich einzig in ihrer Art.

Es ist natürlich, daß jetzt auch das Märchen von der deutschen Gefahr wieder aufgewärmt wird. Die Engländer schämen sich nicht, auch zu diesem Mittel zu greifen, um die Deutschen in Brasilien verhaßt zu machen. Kürzlich hat auch der frühere englische Gesandte in Brasilien, Haggard, seinen Senf dazu gegeben, und zwar, wie man aus seinem Geschreibsel sofort erkennen kann, wider besseres Wissen, wahrscheinlich sogar auf höheren Befehl. Etwas Positives weiß Haggard natürlich nicht vorzubringen. Er weist auf die große Zahl der in Südbrasilien ansässigen Deutschen hin, die nach Angabe des deutschen Gesandten, den Haggard danach fragte, etwa 600,000 Seelen stark sind. Haggard sieht darin heute natürlich eine furchtbare Gefahr für Brasilien, da diese große Zahl einen großen Prozentsatz der weißen Bevölkerung ausmacht und die Deutschen den Brasilianern nicht nur physisch, sondern auch intellektuell weit überlegen sind. Die Brasilianer mögen sich bei dem alten Schwätzer, der übrigens nicht ernst genommen wird, für das Zeugniß der Inferiorität bedanken, das er ihnen in so liebenswürdiger Weise ausgestellt hat.

Haggard führt aber noch andere Beispiele ins Feld, um zu zeigen, wie groß die deutsche Gefahr bereits geworden ist. Der deutsche Gesandte hat ihm auch erzählt, daß er von Deutschland 10,000 deutsche Schulbücher mit Zustimmung der Bundesregierung zollfrei eingeführt habe. Herrn Haggard macht das große Sorge, während der brasilianische Finanzminister sich offenbar gefreut hat, daß auf diese Weise eine so große Zahl von Schulbüchern, woran hier wahrhaftig kein Ueberfluß ist, so billig ins Land kam. — Haggard versucht ferner, die schon hundertmal widerlegte Behauptung aufzufrischen, daß die Deutschen ihre Kinder nicht portugiesisch lernen lassen und in ihren Schulen der portugiesische Unterricht verboten sei. Er wagte das allerdings nicht bestimmt zu behaupten, weil das eine zu große Unverschämtheit gewesen wäre. — Während seines jahrelangen Aufenthalts in der deutschen Kolonie von Petropolis hat er nämlich beobachten können, daß gerade das Gegentheil der Fall ist, daß nämlich leider viele deutsche Eltern ihre Kinder gar nicht mehr deutsch lernen lassen. In vielen anderen Kolonien ist es nicht anders, und Mr. Haggard weiß das ebenso gut wie wir selbst.

Zum Schluß orakelt der frühere Gesandte, wie es einmal werden wird, wenn Deutschland England besiegt hat. Dann wird es auch einen Konflikt mit den Ver. Staaten nicht fürchten. Letztere werden im Ernstfalle entweder einem Konflikt aus dem Wege gehen und den Deutschen freie Bahn lassen, oder sie werden besiegt. — Dann wird in Südbrasilien das famose „Antarktische Deutschland" entstehen. Machen doch die Deutschen aus ihren diesbezüglichen Plänen schon jetzt keinen Hehl.

Man hat den Hinweis auf die deutsche Gefahr, im Falle, daß Deutschland siegt, von Beginn des Krieges an auszunutzen gesucht, um die Brasilianer gegen Deutschland einzunehmen, und das ist zum Theil auch gelungen. Bei einigem Nachdenken müßten sich aber doch verständige Brasilianer sagen, daß es heller Blödsinn ist, zu glauben, daß Deutschland, nachdem es siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, sofort neue Eroberungspläne ausführen könnte. Selbst wenn solche in Deutschland jemals bestanden hätten, wären sie durch den jetzigen Krieg unmöglich gemacht oder doch wenigstens um Jahrzehnte hinausgeschoben. Man denke sich die ungeheuren Opfer, welche der Krieg kosten wird, hauptsächlich an Menschenmaterial; dann wird wohl niemand behaupten können, daß auch nur eine einzige der jetzt in den Krieg verwickelten Nationen in absehbarer Zeit daran denken könne, auf Abenteuer auszugehen. Sowohl die Sieger wie auch die Besiegten werden sich von den Wunden, die dieser Krieg schlagen wird, nur sehr langsam erholen, und es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um voraussagen zu können, daß die Ver. Staaten wenigstens in Südamerika infolge des Krieges ein feines Geschäft machen werden. Bisher war es ihnen nicht möglich, mit ihren Ausfuhrartikeln hier ins Geschäft zu kommen. Jetzt wird sich das ganz von selbst machen, und es wird den europäischen Konkurrenten nach dem Kriege wohl kaum gelingen, den Amerikanern das einmal eroberte Handelsgebiet wieder abspenstig zu machen.

Stimmungsumschläge in Chile.

Mitte Januar hatte der Pariser „Temps" freudestrahlend berichtet, daß die deutsche Straßenbahn-Gesellschaft in St. Jago de Chile wegen Zerwürfnisses mit den Ortsbehörden den Betrieb eingestellt habe. Ganz stimmt die Meldung nicht. Die Sache spielt in Valparaiso, wo die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft die Straßenbahn betreibt. Der Streitgegenstand, bei dem die Gesellschaft nach dem Vertrag vollkommen in ihrem Recht war, ist von gewissenlosen Hetzern zur Stimmungsmache gegen die Deutschen ausgebeutet worden; und bei den leicht erregbaren Chilenen, vor allem aber bei dem internationalen, wohl größtentheils englischen Hafenstadtpöbel auch mit Erfolg. Ein Bericht, der inzwischen aus Valparaiso eingelaufen ist, Anfang Dezember vorigen Jahres aufgesetzt, giebt über die Angelegenheit nähere Aufschlüsse:

Noch sind wenig Wochen in's Land gegangen, seit die Rufe viva Alemania! und viva Chile! in Valparaiso zusammenklangen, als am 8. November die siegreichen Kreuzer von Santa Maria im hiesigen Hafen lagen, und jetzt dröhnt es schon abajo Alemania! (nieder mit Deutschland!) durch die Straßen der Stadt. Der Stimmungsumschlag ist schnell gekommen, aber wer Chile kennt, wird sich über derartige Umschläge kaum noch wundern.

Der Grund für diese Aenderung der öffentlichen Meinung ist eigenartig genug. Die Berliner Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft versieht seit Jahren den hiesigen Straßenbahndienst. Sie hat nun, gestützt auf ihren Vertrag mit der Stadtverwaltung, den Tarif von 10 auf 20 Centavos erhöht, da der Kurs seit Ausbruch des Krieges nicht nur — was der Vertrag vorsieht — unter 9 Pence, sondern fast auf 7 Pence gesunken ist. Verschiedene Valparaiso'er Blätter, besonders das konservative Organ La Union, führen nun seit langer Zeit aus innerpolitischen Gründen einen erbitterten Kampf gegen die Straßenbahngesellschaft, deren Rechtsbeistand der liberale Senator der Stadt ist. Die Union hat darum die Gelegenheit zu einem gewaltigen Schlage benutzt. Sie brachte am 1. Dezember, dem Tage, an dem der neue Tarif in Kraft trat, einen Artikel, der nicht viel weniger bedeutete, als den Aufruf zur Revolution. Das heißblütige, leicht beeinflußbare Volk in Chile, durch die schwere Krisis, die mit der Lahmlegung des Salpeterhandels über das Land hereingebrochen ist, ohnehin schon nervös und zu Gewaltthätigkeiten aufgelegt, war noch leichter als sonst durch einen feurigen Entrüstungsartikel gewonnen. So blieben die Folgen denn nicht aus. Das freie Versammlungsrecht Chiles wurde über das Maß ausgenutzt. Tausende und Abertausende strömten auf einem der Plätze der Stadt zusammen. Es wurden Reden gehalten, zunächst gegen die deutsche Straßenbahngesellschaft, dann aber auch immer heftiger gegen die Deutschen überhaupt. Der Straßenmob, der den Hauptbestandtheil der Versammlung bildete, begehrte wild auf. Aus dem abajo la Tracion Electrica! (nieder mit der Straßenbahngesellschaft!) wurde immer wilder das abajo Alemania! Die Massen formten sich zum Zuge und strömten von dem Platze in die Straßen der Stadt. Die Polizei war ungenügend gerüstet und blieb den Massen gegenüber machtlos. Uferlos ergoß sich der Strom nach dem Handelszentrum der Stadt. Unterwegs trafen die Massen auf einen Straßenbahnwagen. Er wurde angehalten. Die Leute, die ihn benutzten, mußten schleunigst das Weite suchen, und nun fiel der wild gewordene Mob über den Wagen her. Die Fenster wurden eingeschlagen und auch sonst wurde vieles zertrümmert. Nachdem der letzte Damm so gebrochen war, gab es kein Halten mehr. Das Loos dieses ersten Wagens mußten auch die anderen theilen, denen die Menge begegnete. Weiter ging der Zug vor das Gebäude der Straßenbahngesellschaft. Ein Hagel von Steinen flog gegen das Haus, an dem auch nicht ein Fenster heil blieb. Und je mehr die Menge sich Herrin der Situation fühlte, um so zügelloser wurde sie. Ungehindert strömte sie weiter, und nun richtete sich ihre Wuth gegen alles, was deutsch ist. Die Deutsche Ueberseeische Bank, die Kosmosgesellschaft und zahllose andere deutsche Geschäftshäuser wurden aufgesucht, und überall flogen die Steine durch die Fenster. Die Krone wurde dem tollen Treiben aufgesetzt, als der Mob vor das deutsche Generalkonsulat zog, und auch dieses mit Steinen bombardirte.

Diese „Kundgebungen", wie es die chilenische Presse nennt, wurden während der nächsten Abende fortgesetzt. Zwar hatte die Polizei am folgenden Abend bessere Vorkehrungen getroffen, aber auch diese waren noch unzureichend, und wieder wurden verschiedene Fenster an deutschen Häusern, so auch an der Deutschen Zeitung für Chile, eingeworfen und neue Straßenbahnwagen zertrümmert. Erst am dritten Tage war die Polizei durch das Militär unterstützt, stark genug, um dem Pöbel wirksam entgegentreten zu können. Infanterie und Kavallerie war aufgeboten, und auf den Hauptplätzen waren Maschinengewehre postirt, um die Menge nöthigenfalls in blutigem Ernst zur Ordnung zu zwingen. Glücklicherweise kam es nicht soweit, da es der Polizei und den Truppen gelang, einen Umzug der Demonstranten zu verhindern und die Versammlung rechtzeitig auseinander zu treiben. Aber wie ernst die Lage war, das wußte jedermann, und nüchterne Leute waren allen Ernstes auf eine Revolution gefaßt.

Daß so schnell aus dem Hosianna ein Kreuzige für die Deutschen werden konnte, hat seine guten Gründe. Gewiß hat Chile vieles, so vor allem das Militär und das Unterrichtswesen, Deutschland nachgebildet, und in den leitenden Kreisen wird man auf ein gewisses Verständnis für Deutschland rechnen können. Aber die Sympathien und Antipathien des Volkes gehen ihre eigenen Wege. Und da darf der Deutsche die Augen dem nicht verschließen, daß das Volk, der „roto chileno", ganz auf seiten von Deutschlands Feinden steht. Was schon die Rasseverwandtschaft ihm nahe legt, das ist durch die französischen und englischen Nachrichtenagenturen in jahrelanger zielbewußter Arbeit ausgenutzt und ausgebaut worden, hat doch die Agence Havas fast den ganzen Nachrichtendienst an der südamerikanischen Westküste in der Hand. Wurden so die Nachrichten schon früher nach Möglichkeit zu Gunsten Frankreich gefärbt, so ist das jetzt im Kriege natürlich doppelt der Fall, nachdem das einzige deutsche Kabel zerstört ist. Spalte über Spalte wird in den chilenischen Blättern mit halb wahren oder unwahren Nachrichten über die Erfolge der Feinde Deutschlands gefüllt. Was an Nachrichten aus deutscher Quelle weitergegeben wird, ist außerordentlich wenig und verschwindet völlig unter der Masse des anderen. Was Wunder, wenn der urtheilslose Leser, der glaubt, was er gedruckt sieht und der natürlich die Ereignisse nicht auf der Karte verfolgt — in den seltensten Fällen wohl eine hat —, nachgerade zu dem Glauben kommt, es ginge mit Deutschland zu Ende. Geliebt hat man in Südamerika das deutsche Volk nie, aber man sah, was es leistet, und hatte Respekt. Gelingt es den Feinden mit ihren Lügennachrichten auch den zu zerstören, so steht es schlecht um die deutsche Sache in Chile, so lange nicht das endgültige Ergebnis des Kampfes auch den Südamerikanern zeigt, was Deutschland bedeutet.

Es ist von deutscher Seite vieles gethan worden, um dieser Entwicklung entgegenzuarbeiten. Seit Anfang des vorigen Jahres gibt die Deutsche Zeitung für Chile eine spanische Ausgabe, die Revista del Pacifico, heraus. Sie erschien früher halbmonatlich und seit dem Ausbruch des Krieges täglich. Als bei Ausbruch des Krieges das deutsche Kabel zerschnitten wurde, gelang es ihr, sich die drahtlose Telegraphie dienstbar zu machen. Während des Krieges wird ein weiteres deutsches Organ in spanischer Sprache, La Gaceta Militar, herausgegeben. Aber die Organe sind zu neu, in chilenischen Kreisen zu wenig bekannt, als daß sie durchschlagend wirken könnten. Der Chilene liest natürlich nach wie vor seine hiesigen Blätter, die von Meldungen der Agence Havas strotzen. Und wo wirklich einmal ein deutschfreundlicher Leitartikel erscheint, da kann auch er nur halbe Wirkung thun, scheinen doch die Thatsachen in den Telegrammen das Gegentheil zu sagen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese Stimmung von den in Chile ansässigen Engländern — Franzosen kommen bei ihrer geringen Anzahl weniger in Betracht — ausgenutzt wird. So war es typisch, daß unter den Demonstranten am Abend des 1. Dezember eine Gruppe von Engländern gesehen wurde und daß, während der Mob die Fenster des deutschen Generalkonsulats einwarf, neben dem abajo Alemania! nicht weniger laut viva Inglaterra! geschrien wurde.

Hier ist viel versäumt worden und es ist unmöglich, daß die wenigen tausend Deutschen im Lande die Riesenaufgabe, die es zu lösen gibt, allein bewältigen. Auch drüben werden immer mehr Stimmen dafür laut, und die Thatsachen sprechen die deutlichste Sprache dafür, daß hier Wandel geschaffen werden muß.